Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 66 (1939)

Artikel: Die Appenzeller Wirtschaftsgesinnung
Autor: Egger, Alfred
Kapitel: VI
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-274706

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VI.

Und nun unser letztes und appenzellisch intimstes Problem.

Ehrlich überzeugte Revolutionäre links, Revolutionäre rechts haben bis auf den heutigen Tag immer wieder festgestellt, dass in ihrer Berechnung etwas Entscheidendes einfach nicht stimmt, dass der Appenzeller auch hier wieder ein anregendes, fragendes und verweilendes Jo! Joo? Jooo — hat, dass man unter den Gemeinde-, Kantons- und Regierungsräten umsonst nach Extremen sucht und dass das Appenzellervolk als Ganzes ähnlich denkt wie jene alte Appenzellerin, die zu Dr. med. Niederer in Rehetobel kam und von ihm gefragt wurde, ob sie meine, sie sei das Flicken noch wert, worauf sie antwortete: »Joheijo, no waul Herr Tokter.«

Einsichtige Persönlichkeiten da und dort in der Schweiz haben sich auch immer wieder gewundert, dass nicht mehr Klagen laut wurden im Appenzellervolk, das doch besonders stark mitgenommen wurde von den strukturellen Wandlungen der schweizerischen Industrie, das die Konjunktur 1915—20, 1925—30 zum Grossteil nicht mitmachte und dennoch 1918 und 1933 den Gegensatz und Hass lange nicht so scharf erlebte.

Woher noch kommt diese ideale innere Natur? Woher dieses Ausharren ohne viel Klage, auch wenn der gegenwärtige Tag und auch der morgige nicht der ihrige ist?

Woher die eigentümliche appenzellische Wirtschaftszähigkeit?,

die auch nicht erst seit gestern festgestellt ist und die eines der Fensterchen bildet zur ebenso bekannten appenzellischen Heiterkeit.

Phot. Schildknecht.

Eine Appenzeller «Hemet», ein Privatwäldli und ein emsiges, sparsames Weiblein . . . (S. 120). Wie ist diese kaum mehr zu übertreffende Schlichtheit in ihrer Sauberkeit so ergreifend schön.

Phot. Mettler.

Sandte man den Blick ins Einzelne, strahlte einem etwas ungemein Lebenswürdiges entgegen: es war die ernste und ideale innere Natur eines Volkes,

Wie eindrücklich ist der alte Mann, der die Hand zum Schwur erhebt, wie rührend die ganze Stimmung

Phot. Hausamann.

Typische Einzelhofsiedelungen (S. 43 u. 121). Zugleich die Gegend, die durch das (verworfene) Lankseeprojekt unter Wasser gesetzt worden wäre (S. 88) und die der Amerikaner Taylor vor sich sah, als er vom Appenzellerland schrieb, es gebe kein grüneres Land auf Erden, die ganze Gegend habe eine Weichheit und einen Farbenglanz, wie er das noch nirgends in der Welt gesehen habe.
(S. 139, Einflüsse der Landschaft auf die Gesinnung.)

(29) »*Es ist*«, *äusserte Landammann Gustav Altherr*, »*der Einfachheit, der Bescheidenheit und der Liebe der Appenzeller zum Land zu verdanken, dass es nicht zur Katastrophe kam*«, und das ist eine wirkliche Feststellung. Denn auf Grund einer Nominallohn-Statistik, und wären es 20 Seiten, könnten wir uns die Zufriedenheit nicht erklären, auch nicht vor dem Weltkrieg.[1]) Angehörige aller Parteien haben vielmehr öfters gestaunt, wie viele Appenzeller »es machen können«.

Aber der Arbeiter ist hier mit einem Bein eben auf der Scholle verblieben. Er machte die Zusammenhäufung in Grosstädte nicht mit. Er blieb grossenteils sogar auf der Einzelsiedelung, naturverwachsen; so liebt er auch das Natürliche.

Und wenn nun ein Seidenbeuteltuchweber für eine anständige Dreizimmerwohnung 30 Franken bezahlt, ein verwöhnter Arbeiter in der Grosstadt dagegen das Vierfache (allerdings nicht in einem Holzhaus, sondern in einer Steinkaserne und mit Zentralheizung, aber die erste Wohnung mit Gemüsegarten, Nebenräumlichkeiten, in freier gesunder Lage), dann erkennen wir bereits hier schon, *dass die wirtschaftliche Lage des Arbeiters in der Grosstadt noch nicht in allen Fällen soviel erträglicher ist, zumal nicht heimatlicher, wenn er fast jedes Jahr die teure Wohnung wechselt.*

Die Tatsache auch, dass es in den appenzellischen Gemeinden selbst in den Zeiten der stärksten industriellen Beanspruchung auf eine Familie nicht weniger als durchschnittlich vier Wohnräume traf (ohne eigentliche Arbeitsstätte, d. h. Webkeller oder Sticklokal), fängt an zu spielen bei einer Gegenüberstellung zu jener altstädtischen, zumal slavischen Perspektive: »*Es ist nicht schön und auch nicht sittlich, wenn im gleichen Zimmer und oft genug und gleichzeitig geboren, gestorben, gekocht, gewaschen, gegessen und gearbeitet wird.*«

1930 traf es in Ausserrhoden auf 3,3 Einwohner ein Wohnhaus. Das ist eine Hausziffer (Volkszahl: Wohnhäuserzahl), die nicht so bald von einer Gegend in Europa übertroffen wird im Sinne der Eigenständigkeit und Naturverbundenheit, selbst dann nicht, wenn man der besondern industriellen Gegenwartslage Appenzells Rechnung trägt.

---

1) Vgl. Lohnstatistik in der appenzellischen Weberei, Bericht des Schweizerischen Arbeitersekretariats an das Volkswirtschaftsdepartement, 1911, Bearbeiter Jb. Lorenz.

Gab es auch je eine »bjednata« mit ihrer Auslieferung an eine Kulaki-Dorfbourgeoisie und der Aussicht auf Revolution? Die Appenzeller Bauern fanden seit Jahrhunderten im Gewerbe einen Nebenverdienst, der ihnen nicht vorenthalten blieb durch faktische Monopolherrschaft. Und mit dieser

industriell-bäuerlichen Kombination

sind wir auf einer weitern Spur, warum es hier, sehr im Gegensatz zu anderswo, trotz jenes geschilderten Kurvenganges der Textilindustrie, keine Fabrikbrandstiftungen, keine Maschinenstürme, keine Revolution absetzte. So ein »Häämetli« als Existenzrückhalt, ein eigenes Wäldchen für den Holzbedarf und ein sparsames Weiblein, das ist, ob alt oder modern, eben appenzellisch, und eine solche Art musste besonders eine Wohltat sein über die Jahrhunderte, wo es keine Arbeitslosenversicherung gab. »Frick, der appenzellische Volksdichter, war zufrieden und glücklich beim bescheidenen Ertrag seines Heimwesens« und seines »Webeli«, und das ist wirklich typisch.

Wieso aber sollte diese Kombination noch gar nicht so veraltet sein? Allerdings weniger im Zusammenhang mit der Heimarbeit, aber mit der Fabriktechnik und Arbeitsteilung. *Gerade amerikanische Grossindustrielle wie Henry Ford und sogar Soviet-Industrieführer bejahen einen gewissen Landbesitz des Fabrikarbeiters: der Arbeiter, der mit Eigenheim und Land verwurzelt ist, bleibt nach wie vor ungleich widerstandsfähiger und zäher gegenüber Wirtschaftsdepressionen, hat auch besseres Verständnis für die Berufsschichten und vermag sich von der nervenaufreibenden industriellen Arbeitsteilung eher zu erholen.*

Das leichter Hinwegkommen der appenzellischen Generationen über seelische Störungen lässt sich somit auch noch dahin erklären: das Gütchen bietet »doch noch soviel körperliche Anstrengung und den Genuss der frischen Luft, dass der Körper wieder einigermassen gekräftigt wird«. (Dr. Jb. Zellweger.)

Freilich, nicht alle appenzellischen Arbeiter sind Landbesitzer. Aber wie sehr viele sind Anwärter auf das väterliche Gütchen oder gedenken sonst später ein Häuschen im Grünen zu kaufen und helfen einstweilen dem Bruder, dem Schwager usw. aus bei Militärdienst, beim

Heuen, Emden, Obsten ..., und selbst wo einer nur einen Garten oder Hühner oder Bienen besitzt, zum mindesten im ländlichen Milieu lebt, ist das Fühlen eben immer noch ländlicher.

Man mag einwenden, so entstehe der »*Kleinbesitz*«. Aber das appenzellische Leben frägt auch hierin wenig nach fixen Vorstellungen, etwa nach der Meinung, nur Grossbesitz und dieser am Ende nur als Korporationseigentum wäre das Fortschrittlichste. Dem Appenzeller war bisher so gut wie selbstverständlich: *weder nur Fabrikindustrie noch nur Hausindustrie, sondern entsprechend den wirtschaftlichen Tatsachen beides, weder nur Kleinbesitz noch nur Grossbesitz, sondern beides, und weder nur privat, noch nur korporativ, sondern* beides (die Alpen, die mit Landbesitz verbundenen kommunalen Armen- und Waisenanstalten) *und eine freie Wandlungs- und Anpassungsmöglichkeit* — einerseits an die Eigenheim-Interessen des ländlichen Arbeiters und anderseits an die technische Rationalisierung. Eine Anzahl von grösseren Betrieben mag ein Korrektiv sein »zu einem im Kleinlichen sich erschöpfenden, das Kleinliche vergötternden Geist« (Eduard Bernstein). Es ist aber bekanntlich nicht das Grossgut, das relativ am meisten herausbringt auf die Fläche, nicht einmal am meisten bezogen auf Arbeits- und Kapitaleinsatz. Das hat ausgerechnet *die Dänen,* die in der Welt als sehr gute Landwirte gelten, veranlasst und *in neuester Zeit, mit Hilfe der Regierung grosse Güter aufzuteilen, die Dörfer aufzulösen, die Einzelhofsiedelung anzustreben mit arrondierten Wiesen, also das einzuführen, was die Appenzeller seit Jahrhunderten als die ergiebigste Arbeitsform in der Viehwirtschaft halten. Einmal mehr ist das Alte nicht das Schlechteste.*

Weitergehend als eine Motion im Oktober 1938 auf Zusammenlegung von Sticker- und Weberheimwesen war denn eine Motion 1934, auf Grund derer der Rat Subventionen bewilligte für Bodenabtretung an die Arbeitslosen für Gemüsebau, Beerenkulturen, Nutzgeflügel- und Kaninchenzucht, unter Verpflichtung der Gemeinden, bei der Gewährung von Subventionen ebenfalls Beiträge von maximal 30 Prozent zu leisten.

1937 beteiligten sich 15 Ausserrhoder Gemeinden an dieser Aktion, einsehend, dass auch *schon wenig Land eine Welt ist und*

welch schöne für zwei Menschen, die sich im Gärtnern, in der Kleintierzucht und in der Küche verstehen. Das sei auch nicht eine Bewegung in der Richtung der Unwirtschaftlichkeit; *denn in solchen Kulturen ist die Handarbeit noch nicht überholt und kaum je zu überholen.*

Welch wohlendes Selbsthilfegefühl spricht auch aus folgenden Strophen:

»Ond hem-m'r au ke Wy ond Moscht — e Mülchli ischt gschwind g'sotte — ond gsöndesch geed's bim Sakeremoscht — gad nütz as frischi Schotte..«

»Statt Zockerstengel isst de Fritz e Hampfle tüeri Berreschnitz. Gsond ischt de Bob, es ischt e Pracht, wie dä e gsondi Falle macht.«

»Vo wa lebscht Sebadoni?« »Gad vo Erdöpfel, Haastoni; 's chood si gad droffaa, wiem-me d' Sach aagschieret. Zeerscht gebi d' Erdöpfel mine Saue zfresse, ond noane fress i d'Saue.«

Wenn auch ein Kräutermann in seinem Kräuterbüchlein der dicken Speckschwarte im Kamin oder doch dem Einerlei und Unmässigen nicht gerade ein Lob spendet, jedenfalls war Sebadoni *einer, der die Selbsthilfe im Prinzip erfasste.*

(30) Die industriell-bäuerliche Kombination, das billigere Landleben, der natürliche Rückhalt erklären uns aber noch nicht alles an der eigentümlichen Wirtschaftszähigkeit.

In einem ungemein wohltuend anzuhörenden Appenzeller Jodel heisst es denn: »... i lebe nüd so choschtlig, wohl isch-mer glych deby« und »... i bi jo fry ... ond änn ischt wie der ander ...« Daraus zu schliessen, sind auch *Freiheit und Gleichheit* und damit

politisch-geistige Kräfte

eine Ursache des Wohlseins: *dass dem Bürger alle Rechte gewährleistet sind, die er billigerweise beanspruchen kann, dass der Geist über die Jahrhunderte frei hervortreten konnte und keine Politik Zwang, Heuchelei und unsicheres Gewissen erzeugte, dass »neue Auffassungen und angesammelter Dampf« sich Luft machen können in den Initiativ- und Referendums-Einrichtungen, dass Minderheiten Affekte abreagieren, bevor ein gefährlicher Grad von Spannung erreicht ist,* weshalb die Initiative selbst dann nützt, wenn sie verworfen wird.

Eine Abgrenzung nach Ständen und Rang und einen falschen gezwungenen Anstand gibt es nicht, ebenso wenig eine Trennung von Gebildeten und Ungebildeten. Der Appenzeller entwickelte sich frei von der Hemmung, das Beste dürfe man »den Buben doch nicht sagen«. Die öffentlichen Angelegenheiten wurden von jeher für wichtig genug gehalten, sich ihrer anzunehmen und doch nicht für zu wichtig, zu hoch, zu vornehm, dass der einfache Mann nicht darüber nachdenken dürfte. Es war von jeher Platz vorhanden für Kritik, für alle Sorten Anspielungen, sanftere und schärfere.

»Weder die Heiligkeit der Kirche«, schreibt Dr. h. c. Alfred Tobler, »noch der Ernst der Schule, des Gerichtes, der Ratsversammlungen und der Kirchhöri, noch die Strenge der militärischen Disziplin legen dem Witz Zügel an, noch werden die Verhandlungen der Landsgemeinde von diesem frechen Eindringling verschont. *Denn ein guter Witz kann es dem Appenzeller zu allen Zeiten, an allen Orten, und vor wem und über wen es auch sei.«*

Eine Tobler-Probe:

Ein Appenzeller Bauer traf im Wirtshause den Gemeinderat nach einer Sitzung beim Male versammelt. Er benutzte diesen Anlass zu einigen Aussetzungen über Gemeinderatsbeschlüsse und wurde darüber zurecht gewiesen. Entrüstet hierüber deutete er auf seine Vorgesetzten und sagte: »Ehr sönd — ehr sönd —« »Was söm mer!«, rief der Präsident, »eppe schlechti Verwalter?« *»Jetz isch hosse!«, antwortete der befriedigt sich Entfernende.*

Als zu Landammann Gebhard Zürcher, seines Berufes Bauer und Zimmermann, zwei zankende Weiber kamen, die ein Anwesender zu einem schicklichen Betragen ermahnen wollte, sagte Zürcher: *»Löönd's doch au; sie sägid denand gad d'Woret; es händ jo beid mitenand recht!«*

Der Unterschied wird sofort klar, wenn man bedenkt, wie in badisch Laufenburg während des deutsch-französischen Krieges ein Schweizer verhaftet wurde, weil er sich geäussert hatte, es preussele, worauf er sich allerdings herauswetzen konnte, er habe auf schweizerdeutsch gesagt, es bräusele (rieche brandig).

Die freiere Art aber mindert Komplexe, zumal bei der Oeffentlichkeit der Ratsverhandlungen, der Steuerregister, der

Staatsrechnungen, der Publizität in der Privatwirtschaft und der Berücksichtigung des Arbeiters in der Presse. Ja, diese gesellschaftliche Einrichtung ist geradezu eine Art Fortbildungsschule, *ein Geistestraining, auch inbezug auf politische Einsichten.* Es ist ja schon viel erreicht, wenn jemand nur von Manien kuriert wird.

»Da nimmt dann Jeder seine beste Kraft zusammen; da wird »gföpplet«, »gspetzlet«, »gstichlet«, »uffzoge«, »ggiftlet«, »gkögelet«, auf Personal-, Familien- und Gemeindegeschichten angespielt und losgepfeffert, gehauen und oft bis zur Rohheit und Unflätigkeit schonungslos niedergestochen. Die Bonmots und Treffer fliegen unter allgemeinem Gelächter nur so herum, bis endlich alle von dieser geistigen Boxerei ermüdet in fröhlichem Lachen und wohl auch Singen den Kampf beschliessen . . .«

Wenn es dabei einem Hieb- und Stichfesten gelang, einen zu Kurierenden vor der Gesellschaft für einen Moment in heillose Verlegenheit und Erregung zu bringen, dann nimmt die Kur geradezu hypnotische Wirkung an, die der Betreffende nicht mehr so bald vergisst. Einer aber, von dem es viel später noch hiess »Jää, wit ommi hät känn so e grossi Schnorre gka« wurde gestempelt der »Tuderi-Bruderer«.

Denn trotz oder gerade wegen des Witzes sieht man es doch lieber, wenn einer das Wort, im Rat oder wo es ist, nur dann ergreift, wenn er etwas Wichtiges zu sagen hat und dann in der präzisen, klaren Weise.

Aus allem wird klar, *dass man hier nicht neigt zum Urteil auf Grund des Unmessbaren, Metaphysischen, Absolutistischen, sondern zum nüchtern Urteil auf Grund der Erfahrung.* Man ist dafür auch weniger zermürbt aus einem Kampf zwischen dem Seienden und »Seinsollenden«. Wo man der Erfahrung ganz sicher ist, verdichtet sich die Art geradezu zur Rechthaberei, für die auch der berühmte Brückenbauer Grubenmann von Teufen Beispiele gab:

Als er in den Jahren 1755—58 die 111 Meter lange gedeckte Holzbrücke bei Schaffhausen über den Rhein zu bauen übernahm, wollte er diese Brücke ohne jeglichen Pfeiler bauen. Also stellte er sich im Schaffhauser Ratssaal zum Beweis der Tragfähigkeit der Brücke mit seiner ganzen Schwere auf ein kleines Handmodell. Es nützte ihm aber nichts; der Auftrag wurde nur erteilt »mit Pfeiler«. Er musste nachgeben, und er tat es in seiner rechthaberischen Art: als das grosse Bauwerk fertig war, kollaudiert und bezahlt, band

Grubenmann einen Weidling los, ruderte bis in die Mitte des Stromes und schlug mit mächtigen Axthieben die vorher an zwei Stellen heimlich durchsägte Stütze heraus. — Der Pfeiler wurde nie ersetzt, und die Brücke stände gleich andern heute noch, wäre sie nicht durch Brand zerstört worden in spätern Kriegswirren.

Wie denn auch an den Engländern und Holländern die *Stetigkeit und die Bewahrung alter Bräuche* auffällt, so im kleinen an den Appenzellern. Man denke an die *Landsgemeinde,* die ihrerseits wieder ein Wall ist gegen gesetzgeberischen Radikalismus. Und dass nun diese *Mässigung in Reformen* ebenfalls eher beiträgt zum fröhlichen Grundzug, wird einem klar, wenn man ans Gegenteil denkt, etwa an die Zahl russischer und deutscher politischer Todesurteile.

Als doch einmal einer unter der alten Justiz aus politischen Gründen gehängt wurde und zwar an einem Montag, meinte er: »*Die Woche fangt wieder guot aa!*«

Die Mässigung ist wohl auch der Grund, weshalb hier das Wort Demokratie den reinen Glanz nicht verloren hat. Ihre kantonale Form blieb zurück hinter dem Fortschritt ins eher Zuviel. Das *politische Leben rotiert eigentlich um eine Achse mit einem demokratischen und einem sozusagen aristokratischen Pol.* Denen dafür, denen es mit diesem Gang der Dinge nur dann ernst ist, wenn es die Parteitaktik will und die die Freiheiten benützen möchten, um sie in dem Augenblick zu beseitigen, wo sie auf den Stuhl kämen, »*derege mag-me'sch denn gad suuber ond glatt nüd verträäge*«.

I. B. Rusch schrieb wiederholt *vom vornehmen Geist, der ein Urdemokrat haben müsse, und ausgerechnet der Landsgemeindeplatz Trogen ist umrahmt von Patrizierhäusern,* ohne dass einer rief »*Gnueg Zellweger*«, »*Abe ab dem Stuel*«, solange sich dieses Geschlecht nicht in die Einbildung verstieg. Es herrschte aber auch im Bund kein Parlamentarismus in dem Sinn, dass die Parteien die Regierungen stürzen durch Misstrauensvotum. Die Regierung blieb aktionsfähiger als eine eigentliche Parteiregierung, und die Mitglieder sind einer mehrfachen Amtsperiode sicher. Ferner: die Grundfläche der Wähler wurde nicht verdoppelt wie dort, wo das Frauenstimmrecht Eingang fand.

Und trug die Uebung in der *Selbstverwaltung* vielleicht bei zur Einsicht, *es sei doch nicht so leicht, es besser zu machen?* Man rechnet nicht damit, dass alles ganz anders werde, sondern entscheidet je nach dem Eindruck, *ob es doch ein bischen besser werde.*

Wenn die ausserrhodische *Arbeiterschaft* eigentlich auffallende Erfolge machte auf dem Gebiet der Sozialpolitik, dankte sie es demselben Umstand, dass etliche Mitwirkende das *Programm auf weniger Punkte beschränkten und mit diesen dafür durchdrangen, gemäss der Reife, nichts Unmögliches zu verlangen und dafür das Mögliche zu erreichen.*

Im Grunde genommen ist es wieder etwas *Karges, Naturverbundenes, eine Desinteressierung an dem, »was nichts abträgt«, bestätigt durch den »praktischen, nüchternen Sinn«,* den man dem Appenzellervolk schon öfter zum Vorwurf machte durch die Feststellung, *seine ganze Elite wende sich der Wirtschaft zu.* So wird ganz selbstverständlich auch im Staat mit weniger Aufwand gearbeitet: leitet ein Landammann die Landsgemeinde ein, wird von ihm erwartet, dass er in 15 Minuten eine Sache ebenso gut bringt wie mancher Sprecher anderswo in einer Stunde. Hat er diesen Erdgout, ist er dem Land wenigstens hierin der rechte Mann. Voll munterer Laune hatte ein Appenzeller den Einfall »gegen die langen Reden und kurzen Würste«, und *diese Kunst, Zeit zu haben,* gefiel allen so gut, dass das Witzwort einhellig angenommen und landläufig wurde.

Als ehedem der Nationalrat eine ausserordentliche Herbstsession haben wollte, der Ständerat nicht, hiess es in Appenzell: *»Sie sölid gad mönder schwätze!«* — Die erste Session des Innerrhoder Grossen Rates im Amtsjahr 1937/38 wurde bei einem gar nicht so kleinen Pensum *prompt in einem halben Tag erledigt.*

Dr. Hirzel bemerkt auch, nirgends habe er *die sokratische Kunst, durch Fragen die Menschen auszuforschen,* mit solchem Scharfsinn ausüben sehen wie bei den Zellwegern in Trogen.

Das alles ist wenig »grossartig«, ja im Auge der »Grossartigen« beschränkt. Es geht dafür selbst noch bei der Erledigung einer Beleidigung in der Regel ohne die Szenen ab, die man da und dort in der Welt in Häusern erleben kann. »Hoi, Appezeller! do händ'r mageri Chälbli! Wie vyl dere Höögge bruucht's, bis en Ochs dross

weerd?« »Joo — guette Frönd — muescht mer halt säge, wie schwäär das t'bischt.«

(31) Hat man in zehn ausländischen Staaten im Lauf der Zeit gegen hundert Grossbetriebe besichtigt und ging man oben durch und unten durch, bald in einem Hotel übernachtend und bald in einer Herberge, die Augen aufmachend und die Ohren spitzend, fällt einem als weitere politisch geistige Kraft am Schweizerischen auf, dass

die Distanz zwischen oben und unten kleiner

war bisher, und man sollte daran denken. Die Kreise kamen einander von rechts und von links etwas eher entgegen nach der Mitte. Es bestanden nicht die scharfen Gegensätze zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Die einzelnen Unternehmungen haben in der Grösse nicht den unpersönlichen Umfang angenommen, und der *Appenzeller Fabrikant wohnte eben über alle Jahrhunderte im Dorf, mitten unter den Volksgenossen, sich nie derart sondernd vom Arbeiter.* Wie oft sogar sind beide, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zusammen in einem Verein, im Schützenverein, in einer Korporation, am Ende noch verwandt, verschwägert, Geschwister-Kind zu einander. Man sass zusammen auf der Dorfschulbank, knallte gemeinsam in der Morgendämmerung die Landsgemeinde-Böllerschüsse ab und ging vereint mit dem Gedanken um, den Forellen Salz auf den Schwanz zu streuen. *Wie sollte man da sich fühlen nur als Kapitalist oder nur als Proletarier?*

Zwei kleine Anekdoten als Beispiel für *die selbstverständliche Aufgeschlossenheit oben und das natürliche Selbstbewusstsein unten.* Zu Landammann Frehner, dem hellen aber übelhörigen Arzt kam einmal ein gleichfalls übelhöriger Patient und begrüsste ihn also: »Ehr mööm-mesch z'guet haalte, Herr Landamme, dass i nüd guett kööre. Ond wemm-me-n-ebe nüd guett köört ond so gsiäd me-n-am e Narre glych, wemm-me-n-au känn ischt.« Frehner aber soll viel später noch gelacht haben, wenn ihm diese Begrüssung in den Sinn kam.

Der Bote zwischen Bühler und Gais wurde einst von Dekan Heim gefragt, was er täglich verdiene. »Ooglych, wie Ehr au, Herr Pfarrer. Wenn Ehr kä Taufi händ ond kä Hoochzi, ond kä Lych ond so händ'r au mönder, wie i vom Botte.«

Was einer der wirklichsten Sprossen der *Aristokratie* der Arzt und Philosoph Dr. Laurenz Zellweger in Trogen, gerade selbst schrieb in seinen »Gedanken über die Freyheit Democratischer Ständen« und dies in den auf den Landhandel von 1732—34 folgenden Jahren, das hätte zu jener Zeit anderswo sogar als aufklärerisch-revolutionär gegolten:

Im gewöhnlichen Leben, in Berufssachen, in den Fragen über das zeitliche Glück und Eheglück sind wir darauf angewiesen, selbst zu überlegen: »Warum soll ich denn nicht gehalten seyn und die Freyheit besitzen, *noch reiflicher dasjenige zu überlegen, woran mein ewiges Wohl und Weh hanget,* und mich nur blindlings einem oftmals blinden oder hoch übelsehenden Führer unterwerfen? Ich untersuche also, ob das geoffenbarte Wort wahr oder falsch, die daraus gezogene Lehrsätz und darauf fundierte Predigten richtig oder unrichtig, die Lehrer gescheidt oder Thoren seyen.« »*Die Bauern und Handwerksleute können auch denken.* « »... und ich finde bey vilen (Leuthen, welche weder die Kirchen noch Stätte und Marktplätze vil besuchen) mehr Witz mit Einfalt und Redlichkeit begleitet, und durch einen kurtzen, doch deutlichen und nervosen Ausdruck gewürzet, als bei 10 gelehrten Pedanten in Stätten, oder 20 einbildischen Köpfen, welche von der Catheder wenig oder gar nichts mit vilen Worten sagen und daher plaudern, und ich weiss nicht wie gross darmit meynen.«

Aber auch Reichtum und Armut sind verglichen zum Ausland bekanntlich ausgeglichener.

Im Winter 1816—17, unter den Armutsnachwehen des napoleonischen Wirrwarrs, kamen eines Tages viel Bettler aus Innerrhoden nach Herisau. Da fragte ein Herisauer gar: »Ischt euere Landammen-au choo?«, worauf die Antwort war: »Nä! er cha nüd choo; *er häd euerem Landamme d'Schueh liche müese!*«

Doch man merke daraus auch: *keine königliche, kaiserliche, zaristische Millionen-Zivilgehälter, kein reaktionäres Paradeleben gaben hier je Gelegenheit zur Opposition.*

Und nun gehören zur kleineren Distanz noch einige Voraussetzungen, die gern in Vergessenheit geraten. *Dass das Appenzellervolk seine leitenden Kräfte bisher selbst aufbrachte, seine Politiker, seine Reformatoren, seine wirtschaftlichen Bahnbrecher, heisst: die Bevormundung durch die Stadt konnte sich hier nicht so sehr mästen wie anderswo.* Stadt und Land blieben wenigstens bis dahin und verglichen zum Ausland doch ausgeglichener.

Der ländliche Abwehrgeist war hier von jeher recht lebhaft. Als z. B. zur Zeit der Helvetik die st. gallische Regierung die auswärtigen Kaufleute mit einer Gewerbesteuer belastete, beschlossen diese energisch und solidarisch, den Markt in der Stadt zu boykottieren. Da sahen sich die Stadtbewohner in den Interessen bedroht und zwangen ihre Behörden, diese lästigen Abgaben fallen zu lassen.

Ob der dezentralistischen Wirtschaftsauffassung schreitet auch die Distanzierung in Form der *Verbürokratisierung* nicht so rasch vorwärts. *Die Arbeit in der Gemeinde- und Kantonsverwaltung wird zum grossen Teil geleistet von den Bürgern selbst,* die vielleicht nicht immer die gleich guten Kenntnisse besitzen, dafür ein besseres Verständnis für die Verwalteten. Es mache sich bezahlt, von Fall zu Fall zu überlegen, wo das eine und wo das andere besser taugt. Man denke daran, welche Hochachtung selbst ein Eugen Huber und Andreas Heusler z. B. vom Laienrichter hatten.

Wo die Bürokratie aber unentbehrlich ist, dort spürt man es u. a. schon aus den uralten Namen heraus, *dass hier noch das Lüftchen des Volkstümlichen, des Persönlichen weht:* statt Finanzdepartement heisst es bei den Innerrhodern noch *Säckelmeister,* statt Baudepartement *Bauherr,* statt Militärdepartement *Zeugherr* usw..

In Ausserrhoden wurde 1905 versucht, das Departementalsystem einzuführen. Aber die Landsgemeinde sagte nein. Sie sah es lieber, wenn die Regierungsräte nicht an den Regierungsort gefesselt sind, *wenn sie ihren privaten Wohnsitz beibehalten, »sich fühlen als Bürger und nicht als Bürokraten«.* Was Art. 54 der Verfassung erlaubte, war einzig die Einführung des sog. Direktorialsystems. Die Arbeit wurde verteilt nach Direktionen, das Regierungskollegium entlastet.

Alles in allem: *man kennt hier noch die Person oder doch eher noch.* Einer unentwirrbaren Kombination Politik, Business und Gangstertum fehlt der Boden, während anderswo die viele Korruption die Verächter kleinerer Verwaltungsgebiete etwas bescheidener gemacht hat.

Als doch einmal ein appenzellischer Beamter floh, lebte die Sache noch lange fort, indem es hiess: »Mer müend en Ticke haa, das e de Loft nüd au wieder fortnehd.«

Es ist folglich nicht alles Persönliche hinter dem Wahlvorschlag einer Partei, eines Standes usw. versteckt. Der

Appenzeller fühlt sich nicht in erster Linie als Träger einer Partei- oder Berufes (Ständestaat!), sondern als Mensch, und *wo man Mensch sei, da sei man am ehesten frei.*

Und ist nicht das Referendum und namentlich in Form der *Landsgemeinde* noch ein Mittel der Fühlung zwischen Volk und Regierung und ein besonderes Mittel, *beseelter zu sein vom Zusammenhalten? Das durch die Jahrhunderte regelmässig jährliche einander sich Sehen als Völklein, auf dem Landsgemeindeplatz, im Angesicht einer freien Tradition, die Regierungsmannen vor sich, wobei es über die Jahrhunderte immer und immer wieder galt, zusammenzustehen für gutes altes Recht, hat es den Einsatz nicht auch noch gefördert?*

Am Landsgemeinde-Samstagnachmittag 1938, als wie üblich nach altem Brauch die Musikgesellschaften den Dörfern und Weilern ein Ständchen gaben, kehrte ein älterer Appenzeller aus der Fremde heim. Als die alten Bläser zusammen mit den jungen Militärtrompetern im Kreise stehend, so piano zu spielen anfingen, wurde er ganz bleich vor Ergriffenheit, und als das »*Of dene Berge möcht i lebe . . .*« zu hören war, sprach er kein Wort mehr. Erst als der letzte Spielmann mit dem glitzernden Bass hinter dem Hügel verschwunden war, fand er allmälig Worte für die Gefühle, die ihn durchrieselten. — Gäste von weit her, Amerikaner, Engländer, Franzosen, Deutsche gestanden immer wieder und mit Staunen *den Eindruck, den sie empfanden beim Anblick einer Landsgemeinde,* nahe der schlichten Menschen und Berge. Am andern stillen

1) Anzeigeblatt (Gais), Säntis.

Höhenort, wo man hinausblickt in ein anderes Land, erschien an der Landsgemeinde 1938 der schweizerische Bundesrat in corpore. Unter fremden Zuschauern wurde da und dort eine Träne mit Mühe zurückgehalten. Die Schar der zehntausend Bürger aber war von einer Selbstsicherheit und Ruhe, dass es wirkte wie *eine Vision der Ahnenreihe, die über die Jahrhunderte als freies ungebeugtes Volk auf diesem Platze* tagte bei Wind, Regen und Sonnenschein, in aller natürlichen Robustheit, die Abhärtung bewusst wollend. Sandte man den Blick ins Einzelne, strahlte einem etwas ungemein Lebenswürdiges entgegen: *es war die ernste und ideale innere Natur eines Volkes, das sich selbst regiert.*

(32) Zum schönsten Grad von Ueberwindung der Distanz steigen aber nur die Appenzeller über dem Durchschnitt empor. Wenn jemand aus Bedacht auf die Nachsteuern noch etwas zum Besten gibt, mahnt es doch allzusehr an den sog. »reichen Löhli« von Schwellbrunn, der sich im Leben so verhielt, dass er befürchtete, die Leute möchten ihm die letzte Ehre nicht erweisen. Da verordnete er, dass alle, die ihn zu seiner Ruhestätte begleiten, in einem Wirtshaus auf seine Kosten »eine Wurst, ein Halb's Wein und ein Brödli« erhalten. Das wirkte, so berichten die Schwellbrunner, »sein Leichenzug war einer der grössten, den Schwellbrunn jemals sah«.

Wie aber, wenn Wohlhabende zu diesem milden Lebens-Gefechtsabblase-Wäldchen emporsteigen? *Dann ist die Folge*

etwas Ausserordentliches, etwas wirklich Schönes, Vorbildliches: dann wollen sie selbst noch den Lebensabschied feiern durch eine dem Wohl der Vatergemeinde und des Landes dienende Handlung, ein mehr oder weniger grosses Vermächtnis. Dann erweist sich die kleinere Distanz auch noch als

Gebersinn,

den die Leser — ob von der Volksstimme, ob vom Demokrat, ob von einer andern Zeitung — als so etwas wie das nachleuchtende Schlusslicht des Dahingeschiedenen ehrend betrachten.

Oeffentliche Vergabungen im laufenden Jahrhundert in Ausserrhoden:

1900	Fr.	215,843.46	1919	Fr.	102,763.10
1901	„	75,173.93	1920	„	132,233.80
1902	„	354,587.—	1921	„	291,687.67
1903	„	79,353.—	1922	„	155,747.64
1904	„	354,004.—	1923	„	191.745.89
1905	„	211,533.57	1924	„	151,143.80
1906	„	109,646.28	1925	„	503,037.18
1907	„	98,127.56	1926	„	128,125.—
1908	„	62,730.—	1927	„	172,909.81
1909	„	110,019.38	1928	„	359,065.65
1910	„	111,785.—	1929	„	365,593.60
1911	„	307,232.—	1930	„	105,326.—
1912	„	380,287.80	1931	„	154,844.—
1913	„	82,585.50	1932	„	108,427.04
1914	„	57,040.—	1933	„	208,796.30
1915	„	208,938.12	1934	„	270,941.—
1916	„	87,000.—	1935	„	108,151.60
1917	„	1,694,317.60	1936	„	99,204.16
1918	„	217,415.07	1937	„	286,247.40

Darin sind noch nicht enthalten die grossen Summen für die Stiftung zugunsten des Alters, die Winkelriedstiftung und die Arbeitslosen, und auch nicht die Wohltätigkeit, die sich nicht in Zahlen nachweisen lässt.

Ueber das letzte Jahrhundert vergleiche man ein Referat über die gemeinnützigen Bestrebungen in Ausserrhoden, wiedergegeben im App. Jahrbuch 1902, wo jede Druckseite eine Ehrentafel des appenzellischen Gemeinsinnes darstellt. Hatten die Appenzeller in älteren Zeiten ihren Opfersinn bewährt im Loskaufen von Lasten, gibt es in neuerer Zeit kaum ein Jahrzehnt, in dem die 1833 gegründete Gemeinnützige Gesellschaft nicht irgend eine gute Idee verwirklichte und andere vorbereitete, diskutierte, propagierte, förderte. Das wusste

jener Bauer nicht, der die Gemeinnützige Gesellschaft definierte als »e gmääni, nützegi (nichtsnutzige) Gsellschaft!«

Fragen wir für einen Moment nach den *Ursachen* dieser Gesinnung, öffnet sich uns eben nochmals ein Fensterchen der *Selbstverwaltung*. »Die meisten Menschen erfassen das ihnen persönlich Näherliegende, wenn auch Kleinere, mit grösserer Kraft als das Fernere und Allgemeinere, wenn auch Umfassendere.« (Prof. Max Huber, Der schweizerische Staatsgedanke.)

Die Feinheit des über die Jahrhunderte Innegehabten und die entsprechende Fülle von Fabrikanten, die auch die Mittel besorgten, zeigen aber vor allem, dass *in einem Land, wo der Volksgenosse weniger vergewaltigt wird, wo er darin selbständiger ist, sich seinen Lebensinhalt zu geben, die Opferwilligkeit nicht untätiger bleibt, im Gegenteil.*

Und ein Drittes: *der Blick in die Fremde,* der den Heimatsinn eher fördert:

»Obschon seit langen Jahren in der Fremde«, so heisst es bezeichnend im Nekrolog über einen Appenzeller auswärts (Juan Hohl, Kaufmann und schweiz. Konsul in Barcelona, »bewahrte er doch seine glühende Liebe zur Heimat. *Nie führten ihn die Geschäfte in die Schweiz, ohne dass er seine Appenzeller Höhen kürzere oder längere Zeit besucht hätte,* und fast regelmässig suchte er in den letzten Sommern seine Erholung in Gais, der Heimatgemeinde seiner Gattin. Von dort wanderte er dann oft hinüber nach Trogen, um hier an der Seite des Bruders, im Kreise von Freunden und Bekannten eine frohe Stunde zu verleben. Ein Lieblingsplan war es ihm, dereinst, wenn der Sohn erwachsen sei und das Geschäft übernehmen könne, sich zurückzuziehen an seinen Geburtsort, seine noch übrigen Lebenstage und den Rest seiner Lebenskraft der Heimat zu widmen.« Er starb vorher, aber auf einem Besuch in der Heimat und als einer von denen, die in der Fremde die Schönheiten des Appenzellerlandes und das Ureigene des Appenzellervolkes erkennen.

»Wie oft stand er droben auf dem Gäbris; es verging kaum eine Woche, da man ihn nicht droben antraf«, schreibt der Biograph von *Arthur Schiess, der seine Lehre in Paris, London und New York gemacht hatte.* Denn diese Schönheit der Heimat, in der alles so nahe und grün ist, habe den Grosskaufmann in seiner Geschäftsenergie und seinem Lebenswerk wohltätig gefördert. »Er liebte es zur Mittagszeit von St. Gallen auf den Gäbris zu kommen und im dortigen Gasthause mit einem einfachen Mittagessen bedient zu werden, und gern unterhielt er sich mit der Wirtsfrau oder deren Töchtern. Die wenigsten Leute mochten es ahnen, dass im schlichten Gewand der

vielfache Millionär und grosse Wohltäter steckte, auf den unten in Gais am Fusse des Abhanges das vornehme Gefährt wartete... Auf dem Hohen Kasten und im Weissbad war er ein oft gesehener Gast. Mit dem Vater Dörig auf der Meglisalp, dem wackern Senior der Innerrhoder Bergwirte, war er sehr wohl bekannt, und den Kastenwirt redete der Millionär nie anders als per Du an... In ungezählten Fällen bewies er seine Sympathie fürs Innerrhodervölklein... Brülisau befand sich in Strassennöten; es sollte eine bessere Verbindung mit dem Weissbad hergestellt und der Bach vor dem Aufstieg zum Dörflein überbrückt werden. Eine Abordnung der Behörde reiste nach St. Gallen, klopfte in der Villa »Am-Berg« an und klagte dem Herisauer die finanzielle Not. *Er zog seine Börse, und mit 10,000 Fr. in der Tasche gings wieder in die heimatlichen Berge*... Es war ganz selbstverständlich, dass, so oft der freundliche Geber mit seinem Auto vom Weissbad nach Brülisau fuhr, er von den biedern Bergleuten respektvoll begrüsst wurde.«

Er vermachte für die kantonale Heil- und Pflegeanstalt 1893 100,000 Fr., 1896 100,000, 1898 50,000, 1902 200,000, 1904 150,000, 1906 100,000, zusammen ohne das Letztwillige 700,000. Für den Ausbau des Kreckelhofes und des alten Armenhauses in Herisau wendete er seiner Heimatgemeinde ohne das Letztwillige 300,000 zu. Aus dem letzten Willen vermachte er vor dem Ableben dem Kanton Appenzell-A. Rh. für eine Alters- und Invalidenversicherung 1,000,000, dem Kanton St. Gallen für eine Alters- und Invalidenversicherung 1,000,000, den Armen und Bedürftigen der Gemeinde Herisau 100,000, den Armen und Bedürftigen der Gemeinde St. Gallen 100,000, dem Hinterländischen Krankenhaus in Herisau 100,000, der Kantonalen Irrenanstalt in Herisau 100,000, dem Bürgerasyl Herisau 200,000, dem Asyl für alleinstehende Frauen im Feldli 200,000, dem Freibettenfonds des Kantonsspitals St. Gallen 250,000, dem Blindenheim Heiligkreuz 50,000, dem Friedheim, Asyl für Arbeiterinnen in St. Gallen 40,000, den Angestellten der Firma Zähner & Schiess & Cie. 250,000, und von dem, was Schiess im Stillen tat, kam nicht die Hälfte an die Oeffentlichkeit.

In seiner Erbverfügung heisst es: »Ich bin von der Ueberzeugung durchdrungen, dass der Besitz Pflichten hat gegenüber der Allgemeinheit, gegenüber den Armen und Bedürftigen, und dass es *ein schönes Vorrecht der Besitzenden und eine vornehme Pflicht der Reichen ist, einen guten Teil des Erreichten und Errungenen wieder der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen, vorab für Werke humaner und sozialer Fürsorge.*«

Ebenso zum Vorbild nehmen dürfen wir uns das *Legat du Puget als noble Rache* eines einst unvermögenden Mannes, der in seinen

Jünglingsjahren Commis war im Kaufhaus des Heinrich Ehrsam in Herisau, eine Tochter des Hauses liebte, sie vom Vater nicht bekam, hierüber sich grämend die Schweiz verliess, in England sein Glück suchte *und alt geworden die Jugendliebe an die Herisauer Tochter und an den Ort seiner ersten Tätigkeit nicht vergessen hatte:* er testierte dem Kanton Appenzell A. Rh. einen bedeutenden Teil seines Vermögens mit der Bestimmung, dass der Zinsertrag den Söhnen und Töchtern des einstigen Prinzipals zufallen solle, worauf beim Ableben des letzten der Geschwister Ehrsam, 1903, für den Kanton rund 180,000 Fr. zu gemeinnützigen Zwecken verfügbar wurden.

Es ist daher wohl auch erwünscht, dass dieser Blick in die Fremde erhalten bleibe wie bisher.[1]) Gönne man es dem Knaben, der von seinem väterlichen Haus am Berg oben weit in die Welt hinaussieht, wenn er für einige Zeit dann wirklich hinauszieht! Einer, dem dies nicht gegönnt war, gab seiner Wehmut noch sterbend Ausdruck. Als ihn der Pfarrer tröstete: »Seid nur getrost; der Heiland ist für alle gestorben, also auch für Euch!«, äusserte er: »Ischt'r, Herr Pfarrer? Jää luegid, do im Berg obe weerd me känn Speck inne!«

(33) Begreiflich, dass bei dieser Schönheit der Höhenwelt, die die Appenzeller immer wieder heimzieht, der Frohmut auch zurückgeführt wird auf

die Natur des Landes.

Aber man kommt doch noch in Verlegenheit, das zu beweisen. Vom Goldsand Auswaschen in der Goldach unterhalb Trogen ist keine Spur mehr. Was das karge Innere des Bodens dem Appenzeller lässt, ist Sandstein, und wo statt Erz jene feinkörnige, harte Kalknagelfluh vorkommt, nennt er sie schon tröstend »Appenzeller Granit«, so wenig verwöhnt ist man. Statt sich der Reichtümer freuen zu können, rief beim »grosse Loft« von 1863 ein durch die Strassen von Schwellbrunn eilender Bauer den Leuten zu, *ob ihnen kein Hausdach*

---

1) Die Textilindustrie brachte früh schon Beziehungen zu andern Ländern. Nochmals eine Welt tat sich dem kleinen Land auf, als die Molken den Ruf großer Heilkraft bekamen und Molkenkurgäste den Appenzellern den Spiegel vorhielten, wobei allerdings auch zu günstige optische Täuschungen unterliefen. Als Molkenbereiter, sog. „Schöttler", zogen viele Innerrhoder während der Saison auch in Bäder, Kurorte und Städte Deutschlands, Oesterreichs . . . Durch den Umschwung der medizinischen Anschauungen dazu genötigt, warf sich der größere Teil auf den Stickereihandel, sodaß seither Stickerinnen und Fabrikanten aus Innerrhoden von Nizza bis Königsberg, von Budapest bis London anzutreffen sind.

begegnet sei. Der Föhn wirft, wie der Chronist meldet, auf der Strasse St. Gallen-Appenzell die grosse stattliche Postkutsche um, holzt binnen weniger Minuten einen Nadelwald ab oder steckt ein ganzes Dorf in Flammen wie Heiden anno 1838 und zwingt dadurch die erste, noch private appenzellische Gebäudeversicherung zur Liquidation. Vernimmt man dann noch aus Dr. Gabriel Rüsch »Der Kanton Appenzell«, 1821 seien ausgerechnet in der Christnacht vom Stoss bis nach Gais hinunter fast alle Hausdächer und Giebel weggerissen worden und ein ander Mal habe der Sturmwind eine Bewohnerin von Hundwil samt der Bettstatt fortgetragen, ist man versucht zu denken, *das Oberirdische verwöhne die Appenzeller gerade auch nicht.* »Bei der Weberei Grünau lagen die *Hagelkörner* 35 Zentimeter zu Hauf; nahezu 50 Fensterscheiben fielen dem Hagel zum Opfer« (Urnäsch 1931) und Bühler berichtet unter dem gleichen Datum: »Beim Gewitter trieb der *Blitz* im Räbenmoos Unfug in einem Bauernhaus, zertrümmerte auf dessen Hinterseite die Fensterscheiben, rumorte in der Küche und verabschiedete sich ohne weitere Komplimente.« Wie gar, wenn ein ganzer Abhang lebendig wird, mit Wegen, Stegen und Bewohnern abwärts schlipft, die Sturmglocke ertönt, die Feuerwehr galoppiert und mit Mühe die überraschten Leute rettet?! Man rutscht zwar nicht so tief wie die Holländer, deren Windmühlen- und Tulpenheimat mit einem Viertel des Gebietes unter Meeresniveau liegt, immer tiefer sinkt und hinter gewaltigen Millionen verschlingenden Deichen zu schützen ist vor dem Ansturm der Meeresfluten.

Aber auch hier ist vielleicht etwas Wirkliches hervorgegangen. Oder ist den geweckten Holländern, die zu den Appenzellern so gern in die Ferien kommen, nicht aus der Not eine Tugend geworden? Wäre anders Ausserrhoden in der Schaffung einer Elementarschadenversicherung in der Schweiz bahnbrechend vorangegangen? Wäre das Feuerlöschwesen so gut organisiert, dass Appenzell sogar zu den Kantonen mit niedrigstem Brandschadenverlauf gehört? Hätte sich der soziale Sinn entwickelt, die Hilfsbereitschaft in der Not, der Fleiss, die Findigkeit, wenn die Natur ohne jede klimatische Beschwerde und paradiesisch umgegangen wäre mit den Appenzellern? War nicht die relative Ungunst für den Getreide-

bau ein Anlass zur Industrialisierung und diese zum Unternehmungsgeist? Waren es nicht Hindernisse, die die Gesinnung stärkten in der Ueberwindung?, die Gedanken arrangierten gegen das Fatum? Dass man geschaukelt wird zwischen viel Arbeitsmühe und viel Lebenslust kann heissen: mit der Natur des Landes ist es wie mit der Landsgemeinde; *beide machen an den Bürger Anforderungen; aber sie geben ihm noch weit mehr.*

Freilich blühen die schönen Märzensternen (gelbe Narzissen) auf dem Appenzeller Rasen erst, wenn das Mittelmeer 2 bis 3 Monate im Frühling prangt. In dieser Zeit schneit es oft und nicht wenig. »An einem Februartag«, berichtet der Korrespondent von Schwellbrunn, »war ein 21jähriger Knecht mit Düngeraufladen beschäftigt. Da rutschten Schneemassen vom Dach und begruben ihn völlig. Niemand bemerkte es ... Der Schnee schmolz, und nach einer Woche kam der Leichnam zum Vorschein.« Und bei der Schneeschmelze biegen etliche um jene Ecke herum, von der es kein Wiedersehen mehr gibt: »An einem Märzensonntag wurden gerade drei Leichen aus dem Armenhaus getragen. Wäre es so fort gegangen, wäre es bald leer gestorben.« Doch eben man merke: das Klima züchtet demnach nicht soviele Armenhauskandidaten, Wegelagerer, Lazzaroni, Latifundien ... *Es ist auf der ganzen Linie eine andere politische und wirtschaftliche Verfassung. Der Wechsel des Himmels ist anregend, die Höhenluft so frisch, so rein, so leicht zum Atmen!* Und das Kräuterheu duftet derart, dass ein Appenzeller Weibchen ausrief: »I wett, i wär e K ..., worauf der Mann sie tröstete: »Ond i wett, du wärist keni.«

Gewiss, auch das Hackbrettkonzert der Regentropfen an den Schindeln ist bisweilen ein gar obligates Ding. Daraus aber wieder eine interessante Frage: haben wir punkto Natur hier eigentlich eine jugendliche oder müde Welt vor uns? Regenmangel, Dürre, Wüstensand, das wäre wohl eher als Ermüdung zu deuten, im Gegensatz zu Bergseelein, Forellenbächen, sprudelnden Quellen und frischen Brunnen. So kommt es, dass die freundlichen Photographen sagen: »*Quellfrisch das Wasser, quellfrisch der Schlag!*« Und warum nicht?, unter der Bedingung, dass man auch quellfrisch ist, wo es etwa geht um die Selbstkritik in Sachen Steuergesetz.

1766 noch berichtete der Chronist, war das appenzellische Eigengewächs an Wein hinlänglich zu des Landes Notdurft. Heute bildet die Statistik der Weinernte zwar eine beachtete, doch unbedeutende Ecke im Rechenschaftsbericht des Regierungsrates. Aber geblieben ist die Wahrheit, dass die hochgelegenen unter den appenzellischen Dörfern im Winter mitunter wochenlang erstrahlen über dem Nebelmeer, im frohmütigen Glanz der warmen, hellen Sonne, derart, dass auch, wer Hellpachs Geopsyche nicht gelesen hat, versteht: »*Jää! Mä säd nüd vergäbe: d'Appezeller send stolz of ihres Land!*«

(34) Die Kargheit und herbe Mühe einerseits und diese in ihrer Reinheit so wohltuende Höhenwelt anderseits haben nun aber auch zustande gebracht, *was dem Appenzellischen den intimsten Reiz verleiht.* Wo es Generationen lang einwirkte, dort wird, was immer die Appenzeller unternehmen, ganz selbstverständlich mit dem bekannten Reinlichkeitsgeschick getan, so sicher als manche Bauern und Fabrikbesitzer anderswo geradezu ignorieren, *dass die Arbeit weniger zur Last fällt, das Leben würziger ist mit etwas Schönheitssinn im Betrieb und um die Fabriken und Bauernhäuser herum.*

Man besichtige die Gruben der Kohlenreviere, erlebe das elende Gefühl ob des Aussehens jener Fabrikgegenden, schaue sich um bei den Bergwerksleuten daheim in ihrer proletarischen Verfassung und erinnere sich beim anzutreffenden Trinkerelend und der Tuberkulose an jenen Kohlenstaub und die ganze Arbeit abseits des Sonnenlichtes: *wie wohlt es einem dann beim Gedanken an ein Land in Grün und mit weisser Kohle, beim Gedanken an die so reinliche Stickerei und Weberei und bei der Besinnung auf das so*

Spielende, Reine, Aufgeräumte,

das eben nicht nur einen entscheidenden Einfluss hatte auf den bisweilen fast unnachahmlichen Sparsinn, sondern auch auf jenes den alten lachenden Innerrhodern so wohl anstehende gemächliche »häch-häch-häch-häch«.

Ein weicher, sammetartiger Rasenteppich, schreibt der Amerikaner Taylor im Atlantic Monthly, breite sich über die

ganze Landschaft (Appenzell) aus und bedecke die Wellenfläche nur da nicht, wo die Felsen durchbrechen und weiter: »Es gibt kein grüneres Land auf Erden ... *Die ganze Gegend hat eine Weichheit und einen Farbenglanz, wie ich das noch nirgends in der Welt gesehen habe.* Das Gras ist nach seiner Pflege so üppig und nahrhaft geworden für das Vieh, dass die Bewohner kaum einen Flecken Boden zu einem Gemüsegarten entbehren wollen, weil derselbe Flächenraum an Heu mehr Nutzen bringe. Das Gras wächst bis vor die Türe, und es tut den Leuten weh, Fusswege zu den Nachbargütern anzulegen.« Dazu muss man jenen Appenzeller Jodel hören mit einer ungemein wohlenden, sennisch gemächlichen Melodie, in dem es u. a. sogar heisst, es könne auf der Welt »nütz töllersch gee, as doo bim Vechli wääde, wett's lieber no as Rotsherr see: seb chönnt m'r no vetlääde. Dürüdürü, düjä ...«

Namentlich auch französische und englische Schriftsteller und Gelehrte haben sich immer wieder dahin ausgesprochen, es liege über dem Ganzen etwas Lebensfrohes und Glückliches, etwas Frisches und Gesundes, so wörtlich der bekannte französische Geograph und Reisende Robert. Der aus Marseille kommende Politiker und Schriftsteller Baron d'Haussez hatte einen derartigen Eindruck, dass er in seinem Werk über die Alpen und Donauländer schrieb, man sollte hierher (ins Appenzellerland) kommen, um durch den Anblick eine Seelenkur zu machen ... Und besonders zeigt das folgende ausländische Urteil, wie sehr der Ruf sich aufbaut auf grösster Reinlichkeit und wie sehr zugleich die Appenzeller auf der Hut sein müssen, diesen auch wirtschaftlichen Aktivposten nicht zu verlieren:

»In einer Beziehung gleichen sich alle diese ländlichen Wohnungen, *nämlich in der Sauberkeit, die ihr einziger Aussenschmuck ist* ... Auch im Innern herrscht grosse Reinlichkeit. Ueberall ist eine Ordnung, die das Auge erfreut. Man fühlt das Glück aus diesen Wohnungen heraus ... Das Aeussere der Häuser in Gais, wo ich mich besonders gern aufhielt, ist so gepflegt, dass kein Maler die schönen Einzelheiten dieser ländlichen Wohnungen besser treffen könnte. Ich habe an verschiedenen Orten der Schweiz, besonders in den Kantonen Waadt, Bern und Zürich, grössern Reichtum und grössere Prachtentfaltung gefunden, *aber nirgends eine so ausgesprochene Reinlichkeit wie hier.* Von der Schwelle der Häuser, die täglich mit frischem

Wasser gewaschen wird, bis hinauf zum glänzenden Pfeil des Blitzableiters ist die Einfachheit mit gutem Geschmack verbunden. Wenn man daraus auf die Liebe der Bewohner zu ihrer Wohnstätte schliessen darf, so sind in dieser Beziehung die Appenzeller das glücklichste Volk der Erde, wie sie auch das freieste sein mögen.« [1])

Eine kritische Rechenschaft zeigt indes, dass dieses Aufgeräumte an Land und Menschen für das appenzellische Kurwesen als rettendes Salz einfach unentbehrlich ist, heute schon gar, wo ganz andere medizinische Ansichten gelten, wo Hochgebirge und Ultraviolettlicht den mittleren Höhenlagen vorgezogen werden, wo die berühmten Schottenkuren von einst und die schneeweissen Gitzi in Vergessenheit geraten sind, wo ob der Abschliessung viele Kurgäste ausbleiben und gleichzeitig der Schweizer andere Länder erleben will (mit Recht; die Frage ist offenbar auch hier die richtige Dosierung), während die Zürcher Aristokraten des 18. Jahrhunderts so sehr am Appenzellerland hingen und Sinn hatten für das, was der Komponist des Landsgemeindeliedes in seinem »Appenzeller Liedli« feststellte:

»Luegid au die Dörfer aa — chönntets schöner see? Alls so suuber dromm ond dra, g'wäsche wie de Schnee. D'Feeschter glitzeret i de Sonne — vor-em Huus en chüele Bronne, nebe-n-a e Gartebett — 's ischt gad tondersnett!«

Ganz ebenso ist die Reinlichkeit einfach Vorbedingung für die andere und noch wichtigere Seite der appenzellischen Wirtschaft, für die Textilindustrie. Denn liegt nicht im Reinlichkeits- und Ordnungssinn ein Grund, warum die appenzellische Weberei und die von Gerhard Hauptmann dramatisierte schlesische Weberei ganz verschiedene Wege gingen? Die eine bewegte sich in der Richtung der Qualität (Plattstich, Seidenbeuteltuch) und konnte sich erhalten, fürs Appenzellerland ein Glück bei seiner Bodengestaltung und Verkehrslage. Die andere bewegte sich, um mit Gustav Schmoller zu sprechen, von der Qualität weg, konnte den Webern nichts Kostspieliges mehr anvertrauen und ging unter vor Generationen.[2])

So hat der scheinbar nicht in eine ökonomische Betrachtung gehörende *Reinlichkeitssinn bald der appenzellischen In-*

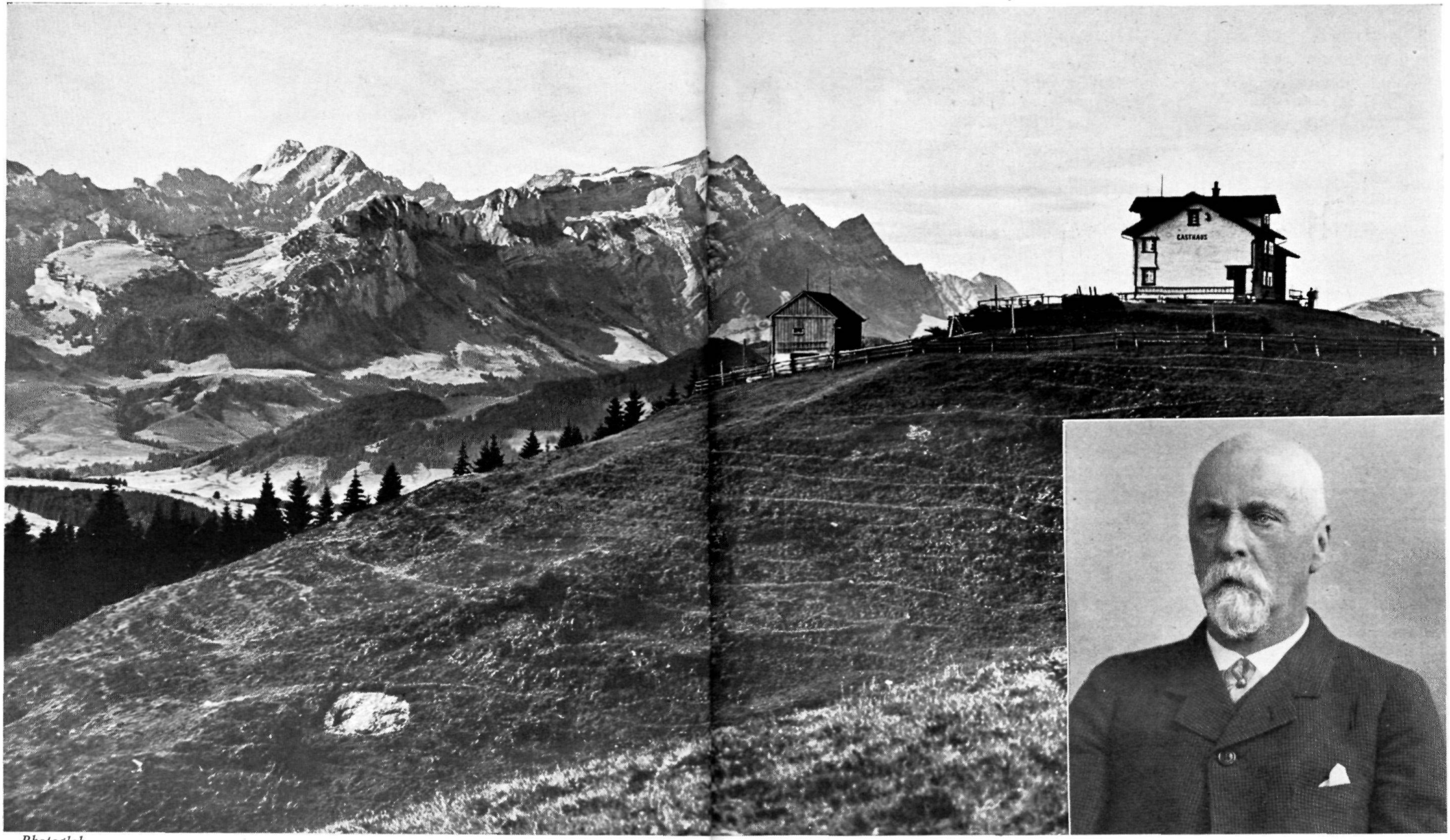
---

1) Auszüge . . . von Prof. Dr. Hunziker in Trogen, App. Jahrbuch, 1936.

2) G. Schmoller, Entwicklung und Krisis der deutschen Weberei im 19. Jahrhundert.

Photoglob.

Die eigentümliche und froh anmutende Aufgeräumtheit im Appenzellischen, verbunden mit einem ausgeprägten Reinlichkeits- und Ordnungssinn, der bald die saubern Industrien förderte und bald von diesen gesteigert wurde (S. 140) und in Ausserrhoden mithalf, die Weberei zu erhalten.



Photoglob.

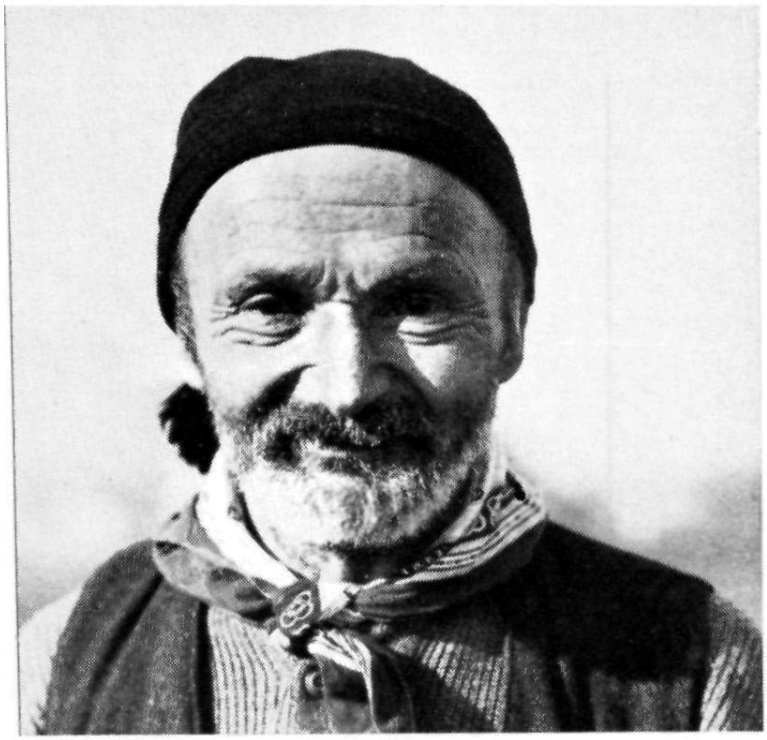
Arthur Schiess.

Die appenzellische Hügel- und Bergwelt erwies sich als ein Refugium.
(Kap. II, S. 57, Anklänge an die romanische Gesinnung.)

Und mitten durch das Appenzellerland ging die Trennungslinie . . über den Säntis, Gäbris . .
(Kap. IV, S. 88, Zweierlei Appenzeller.)

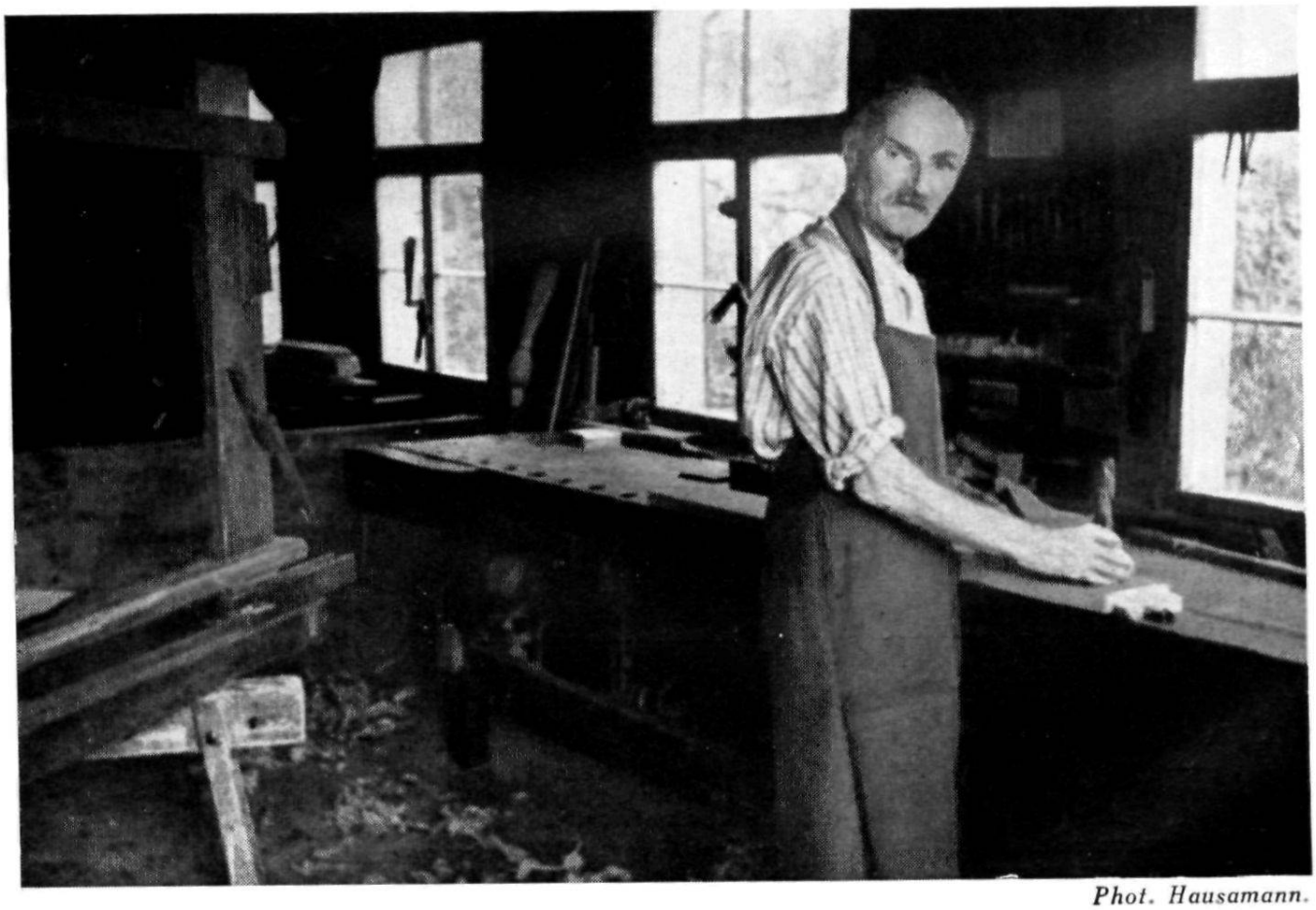
«Wie oft stand er (Arthur Schiess) droben . . . Es verging kaum eine Woche . . .» Denn das habe den grossen Kaufmann und Wohltäter in seiner Geschäftsenergie und in seinem Lebenswerk immer wieder zu innerst gefördert.
(S. 133, Imponderabilien des Standortes und der Gesinnung.)

Und «obschon seit langen Jahren in der Fremde (J. H., Kaufmann und schweiz. Konsul in Barcelona) bewahrte er doch seine glühende Liebe zur Heimat. Nie führten ihn die Geschäfte in die Schweiz, ohne dass er seine Appenzeller Höhen kürzere oder längere Zeit besucht hätte». (S. 133, auch wirtschaftliche Aktivposten.)



«. . . i lebe nöd so kostli, wohl isch-mer glych deby.» (S. 122.)

Ein Kurzenberger Sticker, der trotz seiner 7 Jahrzehnte auf dem Buckel und der wechselvollen Zeiten in der Maschinenstickerei doch immer noch seinen Humor hat.



Phot. Hausamann.

Er ist 70 Jahre alt und arbeitet noch fleissig als Appenzeller Webegeschirr-Schreiner auf seinem Kurzenberger Pflaumen-Gütchen in spielender Aussicht ob dem See. Geht es ihm auch nicht rosig, freut er sich doch seines Lebens noch genau wie in seiner Jugend.

dustrie gerufen und die Weberei erhalten und bald die saubere Industrie die saubern Hände gefördert. Gesinnung und Wirtschaft haben einander in stetiger Ueberkompensation gesteigert zu einem spiritus purus rectificatus, der auch der appenzellischen Handstickerei zu ihrem Weltruf verhalf und sie heute noch und weiter leben lässt, wenn schon Schwarzseher ihr, übrigens seitdem sie besteht, bei jeder Wendung den sichern und eben zu erwartenden Untergang prophezeien.

»Die Beschäftigungsmöglichkeit in der Handstickerei war im Berichtsjahr sehr befriedigend. *Zeitweise bestand sogar grosse Nachfrage nach Arbeitskräften,* so dass es ratsam erschien, für die Ausbildung einer grössern Anzahl neuer Stickerinnen zu sorgen. Es wurden deshalb zwei kantonale Fachkurse durchgeführt. Der erste fand statt vom 4. Januar bis 6. März 1937 und war von 50 Schülerinnen besucht: der zweite mit 72 Teilnehmerinnen dauerte vom 4. Oktober bis 4. Dezember 1937.« (Geschäftsbericht Staatsverw. I. Rh. 1937.)

Und noch eines verstehen wir nun umso besser: *förderte die Liebe zur Reinlichkeit nicht auch die Liebe zum Heim, diese wieder die Konkurrenzfähigkeit der Heimarbeit und ferner jenen Zug ins Freie, Selbständige?* »Der Appenzeller befindet sich nirgends so glücklich als in seiner Hütte«, stellte schon Dr. Hirzel fest, und solange hat sich der Zug von Generation zu Generation vererbt, dass selbst die höchsten appenzellischen Magistraten gestehen, es gehe ihnen auch so. »In der Stille wuchs das Lebenswerk des Wohltäters, in der Stille seines Gartens und seines Hauses«, schreibt der Biograph vom grossen Spender Arthur Schiess. »Er huldigte dem englischen Sprüchlein ‚My house is my castle'« und dem alten, weisen französischen Staatsmann Tailleyrand, der, wenn er vor schwierigen Fragen stand, Weisung zu geben pflegte, er habe eine wichtige Konferenz und dürfe nicht gestört werden. Die »Konferenz« bestand darin, dass er allein im Garten an frischer Luft spazierte, in aller Ruhe nachdachte, sich auf's Ohr legte, schlief und beim Erwachen den letzten Strich tat unter den langsam und klar durchreiften Entschluss.

Ganz ebenso begreifen wir, dass diese Art auf die übrige Lebensweise einwirkte, etwa im Sinne jenes altappenzellischen Rezeptes: kein Medikament, kein Mittelchen, dafür weniger essen, mehr Bewegung an frischer Luft und eine gute Nacht. Und wer mit den besten unter den appenzellischen Fabrikan-

ten, Journalisten usw. die Arbeit beginnen will, muss um 5 Uhr oder jedenfalls früh aufstehen; denn offenbar sind die »Optimisten« auch hierin, wie in so vielem, mit dem »Pessimist« Schopenhauer einverstanden, der Morgen sei die Geburt (der guten Gedanken), der späte Abend der Tod, und selbst noch ihre Häuser stehen — man fahre von Altstätten nach Trogen — mit der Fensterfront nach der Morgen- bis 11 Uhr-Sonne. Es heisst denn, die Appenzeller leben so etwas wie unter einem eigenen Himmel. Nur seien sie besorgt, dass das Gesagte allzeit durch das *Sein* überzeuge und niemand das Lokalstölzlein übelnehme.

(35) Zusammenfassend darf gesagt werden, dass diese Punkte (29—34) einige Lichtblicke geworfen haben in unsere Problemstellung von der appenzellischen Wirtschaftszähigkeit (VI). Sie und die vorher beschriebenen Umstände (I—V), darunter auch die schweizerische Selbstverwaltung, dank derer das Land weniger mit Kriegen überzogen wurde, erzeugten einen gewiss relativen, doch bekannten

Frohmut.

Einmal ist nicht abzustreiten, dass man anderswo manches sehr oft schwerer nimmt.

Der gütige Sombart folgert z. B. aus der Tatsache, dass ein Arbeiter auf seinen Wanderzügen durch die Schweiz, Süd- und Norddeutschland in verschiedenen Berufen tätig war, auf die ganz furchtbare Eigenart des heutigen Wirtschaftssystems, unter dem sich »ein Gefühl der Berufszugehörigkeit und also auch das Bewusstsein einer Berufsgemeinschaft nur schwer zu entwickeln vermöge«. (»Das Proletariat«, S. 64.) Kommt derselbe junge Mann dagegen in Appenzeller Kreise, wird man ihm zu seiner Walz noch ein Kompliment machen, *so, dann habe er schon etwas gesehen von der Welt und vom Leben (von verschiedenen Berufen).*

Das simple Beispiel aber verdiente keine Erwähnung, wäre es nicht typisch für einen viel grössern Zusammenhang. Es ist wohl möglich, dass die andere Lebensform nicht nur Werbemittel ist für den Fremdenverkehr, *sondern eine heilsame Kraft hat in Tagen der Wirtschaftssorge,* dass sie beisteuert, den Menschen zum Menschen näher zu führen. Wenn im Leben jene Missgeschicke eintreten, die kein anderes Wirt-

schaftssystem beseitigt, ist es nicht gleichgültig, ob die innere Zufriedenheit immer noch Licht durchlässt.

Eine Probe an Erscheinungsformen!

»Das Einigungsamt ist, wie im Vorjahre, in keinem Falle angerufen worden. Wenn die Behörde auch fernerhin nicht mehr in Anspruch genommen wird, steht zu befürchten (!), dass sie verrostet (!).« (Geschäftsbericht Staatsverw. I. Rh. 1931, S. 87.)

Zur Innerrhoderin, die »gern stickt und die Arbeit nicht als etwas Lästiges, Mühseliges, Peinliches findet«, gesellt sich der Appenzeller Bauer: auch trotz der harten Existenz ist »das Heuen und Emden hier erst noch ein halbes Fest. Am frühen Morgen ziehen die Grasmäher jauchzend auf die Wiesen, und einer sucht den andern in der Geschicklichkeit des Mähens zu übertreffen ... Es steht der Mostkrug immer in Bereitschaft, und die Ernte endet mit einem lustigen Schmaus«.

Wo der Beruf erträglich ist, hat der Berufsname folglich auch ehrenwerten Klang. So unterschrieb sich ein Vorderländer, Mauser von Beruf, in seiner Heiratsanzeige in der Zeitung jeweils als »der *onderirdisch Revierförster*«. Er brachte offenbar auch für dieses Metier noch genug Freude und Stolz auf.

»Ein beneidenswerter Humor und schlagfertiger Witz waren ihm als schöne Gaben auf den Lebensweg gestreut *und halfen dem Fabrikanten leicht über schwere Schicksalsschläge hinweg*«, und »er war ein wohlwollender Arbeitgeber».

»Vom Pessimismus des Alters war dem Greis nichts anzumerken ... Die Art, wie er den Verlust seines Vermögens ertrug, ist kennzeichnend für seine Reife.«

Für einen Mediziner wäre es eine interessante Arbeit, sogar zu registrieren, *dass bei dieser Wirtschaftsgesinnung auch das Schlussexamen alles Wirtschaftens nicht schwerer ist.*

Man könnte umgekehrt an die Art denken, wie der Ehrendoktor, der uns so manche Begebenheiten gesammelt hat, Abschied nahm. »Der letzte Freundesbesuch beim Schwerkranken«, schreibt sein Biograph: »Mühsam richtete er sich aus dem Kissen auf, still wehmütig lächelte er vor sich hin, bot die Hand, dankte für gute Freundschaft und entliess den Gehenden *mit einem leisen ‚Jüchzerli'*«.

Vielleicht vermag dieser seelische Zusammenhang *die niedrige Sterblichkeit* noch von einer Seite zu beleuchten. Falls dem so ist, hat jeder, der ob seiner Gesinnung den andern ständig einredet, sie seien unglücklich und selbst das Frohsein immer wieder hinausschiebt, sich ehrlich zu fragen, ob er am Ende nicht doch der ärmere ist als etwa jener unlängst verstorbene Weber, der bis ins Pianissimo des höchsten silbergrauen Alters im Kreise des Wolfhaldener Männerchors, jeweils die Augen schliessend, ergreifend schön den Tenor führte. War er, dem die Wirtschaft nicht Selbstzweck sein konnte, der unglücklichere als jene überseeischen Farmer, die alles nur auf die eine Karte Geld setzen? *Wäre an Appenzell kein anderer Zug mehr zu registrieren, als Menschen, die abseits stehen vom sofort gebrauchten Wort »Krisis, Krisis, Krisis« und der dann wirklich eintretenden Psychose, könnte man immer noch nicht denken, an dieser alten Welt sei Hopfen und Malz verloren.*

Aber es sei zugegeben, dass die Leidenden der einen Sorte den andern auch einen Dienst erweisen gemäss der einfachen Aesopschen Fabel von den lebensüberdrüssigen Hasen, die ob des ständig in Aengsten Wirtschaftenmüssens beschlossen, sich des Lebens zu entledigen. Sie wollten sich ersäufen: als die Langohren aber an den Teich kamen, wo die Frösche vor Furcht ins Wasser flohen, hörten und sahen sie, dass auch andere sich ängstigen. Von da an waren sie wieder froh.

Literaturauszug.

Kantonale Gesetzessammlung Appenzell A. Rh., App. I. Rh. — Rechenschaftsberichte des Regierungsrates A. Rh. — Geschäftsberichte über die Staatsverwaltung I. Rh. — Staatsrechnungen. — Berichte des Kaufm. Dir. St. Gallen. — Appenzellische Jahrbücher, 1854—1937. — Appenzellische Presse. — Alfred Tobler, Der Appenzellerwitz, 1902. — Hans Ruckstuhl . . ., Referate zur Motion Eugster, 1905. — Carl Neff, Die Appenzeller Handstickerei-Industrie, Diss. Bern, 1929. — Anton Neyer, Der Finanzhaushalt des Kts. App. A. Rh., Diss. Bern, 1926. — Otto Jaeggy, Die Steuern des Kts. App. A. Rh. seit 1890, Diss. Zürich, 1938. — Eugen Grossmann, Ueber die Wirtschaftsgesinnung des Schweizervolkes, Zeitschr. f. schweiz. Stat. u. Volksw., 1930, 33 u. 37.